

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 297.

Samstag, 29. Oktober

1932.



durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

24. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Das war leichter gesagt als getan. Zwei Tage lang klopfen Grittie und Tutta vergeblich an seine Schlafzimmertür und baten flehentlich um Einlaß: der greise Diakopf antwortete überhaupt nicht, man hörte draußen nur ein mürrisches Grollen, das auch ein Schnarchen sein konnte. Die armen Weiber gerieten in Verzweiflung, die Resli jammerte mit ihnen, Brenesi rang die Hände, und die Jose Gabrielle, die katholisch war, begann zu beten. Herr Berger aber, der Sekretär, war der Meinung, man müsse unbedingt die Tür erzwingen, denn man könne den Herrn unmöglich auch den dritten Tag ohne jedwede Nahrung lassen. In der Frühe dieses dritten Tages stand indes die Schlafzimmertür weit offen, und die Resli erzählte, der Herr sei schon um sechs Uhr aufgestanden, habe ihr ganz vergnügt zugerufen, nun habe er endlich einmal auschlafen können, und daraufhin habe er ein paar Eier, eine Scheibe Schinken und zwei Äpfel gegessen, einen Schoppen Walliser getrunken und sei mit Sohnmann fortgegangen. Erst zum Mittagessen kehrte er zurück, lachte seine pimpeligen Frauenzimmerchen aus und tat im übrigen so, als sei gar nichts vorgefallen, das der Rede wert sein könne.

Auch in der nun einsetzenden Regenzeit schonte er sich nicht, er schlüpfte in seinen wasserdichten Mantel, spannte den Schirm auf und patzte los, daß die Lachen auf dem Wege seine „Kirschenstiefel“ umspritzten — ein paar riesige Stiefel mit dicken Sohlen und Zuckerschäften bis zum Knie. Für die Damen waren das langweilige Tage, sie saßen zumeist in der Bibliothek, Tutta vertiefte sich in ein schweizerisches Idiotikon, und Grittie durchblätterte die Frühdrucke der Froben, Froshauer, Amerbach und anderer Schweizer Typographen. An einem dieser Regentage brachte der triefende Postbote auch einen Brief für Grittie. Sie schaute die Handschrift auf dem Umschlag an und sagte in gleichgültigem Tone: „Sieh an — läßt der Caylus auch wieder einmal etwas von sich hören?“

„Caylus?“ fragte Tutta und sah von ihrem Buche auf. „Wo ist der jetzt?“

Grittie hatte den Brief erbrochen: „In Tarquinia“, antwortete sie, „wo liegt denn das?“ — und las für sich weiter:

„Meine liebe, teure Grittie!

Erstaune nicht, daß Du aus einem alten, malerischen, gottlob weitabgegangenen italienischen Städtchen ein paar Zeilen von mir erhältst. Sie werden mir schwer genug, aber gerade hier finde ich die Stimmung dazu, die zarte Melancholie, in die ein psychisches Schmerzgefühl zuweilen verfliegen kann — ich empfand das schon einmal, am Strande von Watfiki, als ich mich von Dir trennen mußte. Und heute handelt es sich wieder

um ein Auseinandergehen — aus Gründen, die ich Dir nicht erläutern kann, die aber da sind — und da sind in so starkem Maße, daß ich Dich bitten muß, von der Zusage zurücktreten zu dürfen, die ich Dir am Tage unserer Zusammenkunft in Interlaken gab. Wenn ich Dir sage, daß meine herzliche Freundschaft zu Dir trotzdem die alte bleibt, so glaube mir das. Aber es gibt ja Verwicklungen und Verschlingungen, denen man sich auch mit allen Kräften nicht entwinden kann, und diesem inneren Zwange habe ich zu folgen und weiche damit unserem Freunde Bürgli, der glücklicher ist als ich. Liebe Grittie, ein anderer hätte Dir das alles viel schöner schreiben, hätte vielleicht das harte Muß mit Anmut umkleiden können — dazu fehlt mir die Gabe. Ich bitte Dich nur noch innigst um Verzeihung meines Wortbruchs halber und küsse Deine Hand in altgetreuer Verehrung —

Sixtus Caylus.“

Kein Zug im Gesicht Gritties veränderte sich bei der Lektüre dieses Briefes. Sie faltete ihn wieder zusammen, steckte ihn zurück in die Hülle und legte ihn wie ein Leeseichen in den Folianten, in dem sie geblättert hatte.

„Wie geht es Onkel Sixtus?“ fragte Tutta.

„Anscheinend gut“, erwiderte Grittie und schlug das Buch zu. „Kennst du ihn jetzt auch Onkel — du kanntest ihn persönlich doch gar nicht?“

Wider Willen sammelte sich das Blut in den Wangen Tuttas. „Ja, Mama — ich sah ihn zum erstenmal bei dir in Interlaken — und dann kam er nach Wengen und mußte sich auf dem Tennisplatz dem Großvater vorstellen — das war eine sehr drollige Szene, denn Großvater kannte ihn ja auch noch nicht. Nachher sind wir allesamt auf die Jungfrau gefahren und waren oft zusammen, und schließlich hat er mir Sohnmann geschenkt, weil er den Hund nicht auf Reisen mitschleppen wollte.“ Sie plauderte das mit flinker Zunge herunter und schloß: „Er ist ein gut zu leidender Mensch, der Onkel Caylus — und o Gott, wenn er von dir spricht, gerät er förmlich in Begeisterung! Er muß dich sehr lieb gehabt haben.“

Diesen letzten Satz bedauerte sie nachträglich, aber Grittie antwortete ruhig: „Lieb hatten mich alle drei, Tutta — darum trennte ich mich auch wieder von ihnen.“

Das klang so verwunderlich, daß Tutta den Kopf zurückwarf und ihre Mutter fragend anstarrte. Sie sagte nichts, doch in ihren Augen lag der Ausdruck einer krasen Verblüffung, ihre Augen sprachen ganz deutlich und riefen: „Aber, beste Mama, das ist doch eine Umkämpfung der Natur!“

Grittie verstand den Blick. „Wir haben selten im Leben über meine Scheidungen gesprochen“, sagte sie, „oder doch nur so, wie es mir deinem kindlichen Gemüt angepaßt schien. Nun bist du erwachsen und hast das

Recht — nein, nicht das Recht, aber wenigstens den begreiflichen Wunsch, deine Mutter einmal gründlich auszufragen, warum sie sich von den Männern, mit denen sie ein rasches Glück verband — jawohl, ein Glück — so bald wieder trennte. Denn immer gab ich die Entscheidung, direkt oder mittelbar. Warum ich das tat? Tutta, wenn ich darauf antworte: weil die Liebe mich störte, so kannst du es meinetwegen für verschoben halten. Es ist es aber nicht. Oder du mußt dir sagen, daß mir eine Neigung zum Spleen schon in die Wiege gelegt wurde. Wir Erlaus haben nun einmal allesamt einen niedlichen kleinen Zaden — du nicht, dafür bist du auch eine Döhler. Einen Zaden, einen Span zuviel — zum mindesten unsre Eigenart. Das ist doch wohl das Richtige, wenn es auch wie eine Verteidigung klingt . . .

Sie sah die wachsende Spannung in den reizbarer werdenden Zügen Tuttas, lehnte sich tiefer in ihren Sessel und fuhr fort: „Es ist ganz gut, daß wir uns einmal darüber aussprechen. Du bist die einzige, mit der ich das kann — sonst ist es leer um mich geworden, aber darüber will ich nicht klagen. Tutta, ich wuchs auf der Tannerschen Farm rein körperlich heran und sicher in guter Dressur — um das Seelische kümmerte sich nur die Resli — in ihrer Art — Mutter war tot, Vater im Feuerland und am Südpol. Aber eines Tages war er bei mir und riß mich an sich. Nun bedenke: ich kam aus der Freiheit und wurde in die Enge gestopft, das paßte mir nicht — aus dem ersten Pensionat schon kniff ich aus. Da hub die Entzweiung mit deinem Großvater an. Das Vermögen, das mir meine Mutter hinterlassen hatte, machte mich selbständig. Sage nicht, daß mir das zum Fluch geworden sei — ohne diese Selbständigkeit wäre ich lebensunfähig gewesen. Herrgott, es ließ sich gut reden, wie alles hätte anders kommen können, wenn, wenn, wenn . . . Das können immer nur Mutmaßungen sein. Für mich lag das Leben so, daß ich es mir nach meinem nato menschlichen Empfinden einrichten konnte. Was mich ein Ballast meiner Freiheit dünkte, schob ich beiseite. Und deshalb fühlte ich mich auf meinen vielen Reisen am wohlsten, weil ich, losgerissen von der Enge, mich in fortwährender Bewegung befand und immer in jugendlicher Frische. Es war in gewisser Weise eine grenzenlose Ausdehnung der Interessen, und sie hätte zu einer Unendlichkeit des Begehrens werden können — ohne die Intervalle, zu denen mich die Liebe verführte . . . Schieb mir die Zigaretten herüber, Kind . . .“

„Tutta, was ich jetzt sagen muß, fasse es als ein Be- nicht sprechen können, so hing sie mit Fühlen und Denken an den Lippen der Mutter, die ein paar Züge aus der Zigarette nahm und dann gelassen weiter sprach:

„Tutta, was ich jetzt sagen muß, fasse es als ein Bekenntnis auf — und als eine Warnung. Tausendmal stärker als bei den Männern drängt sich bei uns das Herz auf die Lebensseite. Es hat auch mich nicht verschont. Ich habe deinen Vater und Bürgli und Caplus aus Liebe geheiratet, und ich weiß auch, daß ich sie glücklich machte — nie habe ich als Lüge gefühlt, was Wahrheit war, aber in jeder meiner Ehen kam ein Zeitpunkt, da mir diese Liebe zu einer Last wurde. Sie erstarb nicht, nein — sie trat einfach in einen unveröhnlichen Gegensatz zu der überlegeneren Kraft meines Freiheitsgefühls. Sie fesselte mich an den Mann, an seinen Beruf, an die Häuslichkeit, an die Notwendigkeit des Gemeinamen — sie hinderte mich an dem köstlich leichten Überfließen eines Lebens nach eigener Wahl — sie wurde mir zu einem störenden Element. Ein selbstisches Glück flegte über ein höheres. Das kann man mir vorwerfen. Diesen Vorwurf erspare ich mir auch nicht. Und deshalb, Tutta, sprach ich von einer Warnung. Es hat etwas Verführerisches, dies Ausleben des Persönlichen — und seine Gefahren. Was überwiegt? Liebe Tutta, heute, da ich an einer Wende stehe, vielleicht einem Abschluß, kommt es mir vor, als hätte ich mein Leben streckenweise verzettelt — oder in Raten verausgabt . . .“

Einen Augenblick trat Schweigen ein. Der Regen

klatschte laut an die Fenster des Zimmers. Sie bestanden aus kleinen runden, in Blei gefaßten Scheiben und hatten einmal zu einem alten Erlauschen Herrenhause in der Junkerstraße zu Bern gehört. Das matte Licht, das durch das gelbe Glas der Scheiben fiel, ließ das Gesicht Gritties wächsern erscheinen. Zum erstenmal sah Tutta eine Linie des Leides in den Zügen der Mutter, eine Falte, die die Mundwinkel senkte. Da ergriff sie ein heftiges Wehgefühl, sie stand auf, setzte sich ihr auf den Schoß und küßte sie.

„Du mußt nicht so sprechen, mamacita“, sagte sie bettelnd, „als ständest du schon an einem Abschluß deines Lebens. Ich bin dir ja so dankbar für deine Aufklärung, um die ich selbst dich nie gebeten hätte, weil mir — weil mir der Mut dazu fehlte. Natürlich gehörte gar kein Mut dazu — ich konnte mir auch ungefähr denken, wie sich so alles entwickeln mußte. Caplus sprach einmal vom dem Geschwindschritt deines Lebens und verteidigte das — er sagte —“

Sie überlegte einen Augenblick: wie hatte er sich doch ausgedrückt? Aber Grittie war schon einen Gedanken- sprung weiter. „Ja, so war es“, stimmte sie zu, „der Geschwindschritt — wir liefen beide zu schnell — da holte keiner den andern mehr ein.“

„Ich dachte, er würde dich doch noch einmal einholen“, sagte Tutta.

Grittie lächelte, leicht spöttisch, doch ohne Bitternis. „Er hoffte es wohl“, entgegnete sie, „aber es war ein verfehlter Start.“

Tutta suchte nach Zusammenhängen und fand sie nicht gleich. Auch Ahnungsvolles blieb in Wolkigem hängen. Ununterbrochen schlug inzwischen der Regen an die Fenster.

Grittie zerbröckelte die letzte Zigarette zwischen den Fingern. „Ein Wetter zum Melancholischwerden“, begann sie wieder. „Ich bin es schon. Wollen wir nicht auf ein paar Tage in die Sonne? Nicht weit — nach Locarno oder Balanza — bloß über die Wetterseide. Großvater ist ja wieder gesund und wird nichts dagegen haben.“

„Gewiß nicht! Also regt sich doch wieder die alte Reisefrust, Mama?“

„Nein — nicht so wie früher. Darüber bin ich hinaus. Salali! — die Hehjagd ist abgeschlossen. Ich ertrage nur die Atmosphäre in diesem Hause auf die Dauer nicht.“

Jetzt verstand Tutta und widersprach. „Du mußt nicht ungerecht sein, Mama“, sagte sie. „Der Großvater ist ja so glücklich über deinen Besuch.“

„Ja, das ist er immer, wenn er uns in seinem Machtbereich hat.“

„Aber Mama, wir können doch tun und lassen, was wir wollen! Stört er uns denn?“

„Er kommt so wenig aus seiner Haut wie ich. Der alte Adam und die alte Eva standen sich von jeher feindselig gegenüber. Den unsichtbaren Zwang, den er auf mich ausübt, fühle ich in allen Nerven. Seine Gedanken sind wie Kommandorufe. Warum soll ich dir nicht erzählen, was er mir anbefohlen hat? Ich wollte es nicht, aber es mag ganz gut sein, wenn du es weißt. Dann verstehst du vielleicht, daß uns eine Scheidewand trennt. Wenn ich in Jahresfrist nicht wieder verheiratet bin — nach seinen Wünschen verheiratet, um den Erlenhof übernehmen zu können —, so schneidet er mir jede Unterstützung ab.“

„Donnerwetter!“ rief Tutta unwillkürlich. Jetzt fand sie Zusammenhänge. Der Erlenhof lag dem Alten am Herzen — seine Schöpfung und seine Zukunft. „Also eine vierte Ehe, arme Mama! Und auf höchsten Befehl. Eine Zwangsehe.“

Eine Zwangsehe nach seinen Wünschen — die hat er spezialisiert. Nun kann ich mir den Mann suchen, wie er ihn haben möchte. Auf mich kommt es dabei nicht an.“

(Fortsetzung folgt.)

Christian Berg.

Von Lotte Tiedemann.

Morgens gegen acht Uhr schritt durch den gepflegten Vorgarten der Villa des Konsuls Berg eine in Dunkelblau gekleidete Schwester und zog hastig an der großen Schelle über dem blanken Messinghild: Hermann Friedrich Berg, Konsul von Brasilien! Sie war telephonisch herbeigerufen worden, um eine erst in vierzehn Tagen zu erwartende Wochenpflege schon heute zu übernehmen, denn der kleine Erdenbürger war in seiner Ungebild über einen halben Monat zu früh auf die Welt gekommen und sollte nun unter den pflegenden Händen der Schwester seine ersten Lebenswochen verbringen. Von einem sehr hübschen Zimmermädchen etwas schnippisch geleitet, stand die Schwester wenige Augenblicke später in der großen, warm mit Teppichen ausgeschlagenen Diele. Kleine Tische mit leeren, zum Teil halb ausge-trunkenen Sektgläsern standen in Nischen und Ecken, ein süßlicher Duft von Alkohol und erkalte Zigaretten schwängerte die Luft, im anschließenden Wintergarten begoß ein Diener gähmend die Palmen. Die Schwester ließ ihre grauen Augen scharf über die Wände gleiten. Kostbare Bilder hingen nebeneinander, Ampeln schaukelten über dem Kamin, und doch lagen die Wurzeln zu dieser Pracht nicht in einem persönlichen, sein gepflegten Geschma, der ein eigenes Gepräge zu geben versteht. Die Chrysanthemen strebten nicht ursprünglich aus den teuren Vasen empor, und kostbar eingelegte Schränke wirkten hineingestellt und nicht innerlich verbunden mit dem Raum. Die Schwester empfand eine schwüle Wärme und küstete ihren Mantel. Sie war schon in unzähligen Häusern Wochenpflegerin gewesen, hatte aber ursprünglich einen geistigen Beruf gehabt; die feinen Linien um Nase und Mund zeugten davon. Ihr tiefschauendes Auge sah und begriff sogleich die sie umgebende Welt. Ein Unbehagen überfiel sie, noch nie hatte sie so unruhig eine Pflege übernommen. Da kam ein junger, blonder Mensch im Tennisanzug die breite Treppe heruntergeschlendert und blieb auf der vorletzten Stufe stehen. Sehnig und sport-gestählt war sein Körper, glatt und unbewegt sein Gesicht. „Aaaah“, rief er mit etwas nasebender Longebung und schnippte mit dem Finger, „Schwester, da sind Sie ja! Bitte!“, dann wies er nach oben. Die Schwester wollte eben der Handbewegung treppaufwärts folgen, als sie hinter sich ein leises Klirren vernahm. Sie wandte den Kopf und sah zwei halbangezogene Ruben mit hängenden Böschen, die Köpfe über ein Tischchen geneigt, sich schubsen und drängen, um ein Sektglas mit patziger Drolligkeit zu ergreifen und den Rest auszutrinken. Die Schwester lächelte. „Nette Bande das!“ ließ sich des Konsuls Stimme stolz vernehmen, „famoser Kerle, kommen Sie bitte!“ Auf der Treppe ließ er der Schwester den Vortritt, nahm ihr aber das Kösserchen nicht ab. Dann hörte sie beim Hinaufgehen seine näselnden Worte: „Meine Frau scheußliche Geburt gehabt heute nacht, fing schon gestern an, wir hatten Gäste, zu dumm, na, aber alles gut gegangen, prachtvoller Junge, sage ich Ihnen, bitte, links!“ Er öffnete eine weißgestrichene Türe im ersten Stock. Die Schwester wollte eintreten, Arzt und Hebamme verabschiedeten sich eben, traten heraus und zogen die Türe hinter sich zu, um der Schwester genaue Anweisungen für die Pflege von Mutter und Kind zu geben. Konsul Berg stand dabei, hörte nicht zu, trat ungeduldig von einem Fuß auf den andern und sagte nur immer wieder: „Famoser Junge, Doktor, nicht?“ Was der Arzt zu überhören schien. Als die Schwester einen Augenblick später eintrat, glitt ein Zimmermädchen lautlos an ihr vorbei und maß sie von Kopf bis zu Fuß. „Hier, mein Liebling, hier ist die Schwester, graule dich nicht, sie sieht ganz menschlich aus!“ rief Herr Berg übermütig zu den Betten hin. Aus einem der großen Kissen unter dem blaßgrünen Seidenbaldachin hob sich ein brauner Podentopf und sah aus großen, kindlichen Augen der Schwester überwach und ängstlich entgegen. Neben dem Bett stand die Wiege, es roch nach einem Gemisch von Lysol und Parfüm. Ein riesenhafter Toiletentisch nahm fast die eine Längswand des Zimmers ein. Am Fußende des Bettes saß ein schielender Stoffhund. Die Schwester trat grüßend ans Bett der jungen Frau: „Wie fühlen Sie sich?“ „Ach“, seufzte diese und warf, ihren Tränen freien Lauf lassend, sich ungeduldig zurück. Die Schwester streichelte sanft die kleine, ausdruckslose Hand. „Das geht vorüber“, sagte sie beruhigend. Die kleine Frau schaute sie unter braunem Lodengewirr mit dem Blick eines lieben Kindes dankbar an. Immer lustig, immer lustig, kleiner Rud!“ summte Herr Berg auf eine Schlagermelodie und tanzte vor den Betten herum. Die Schwester sah ihn fünfzigmal wiedergespiegelt und fühlte wieder ein unüberwindliches Unbehagen. Aber das kam wohl daher, weil der Kleine schon geboren war und die gemeinsam erlebten Ängste und Schrecken der Geburt sie nicht wie sonst

mit Mutter und Kind verbanden. Sie trat leise an die Wiege, um das neugeborene Kind zu betrachten, und zog behutsam die Kissen zurück, um es zu sehen. Der kleine Junge lag auf der Seite und schlief. Seltam häßlich war der kleine Kopf, Hinterkopf und Hals liefen fast in einer Linie, das Gesicht unförmig und faltig, die eine Ohrmuschel schien etwas verbildet zu sein, der Atem glitt geräuschvoll. „Famoser Junge, was?“ näselte Herr Berg, hinter die Schwester tretend, die sich erschreckt umwandte, in sein lachendes Gesicht sah und zögernd nickte. Im gleichen Augenblick verlangte die weinerliche Stimme von Frau Berg nach diesem und jenem; die Schwester sprang zum Bett, das Gewünschte zu holen, während Herr Berg pfeifend das Zimmer verließ. „Ich bin so elend, so elend!“ jammerte die kleine Frau mit Tränen in der Stimme. Die Schwester suchte nach dem Taschentuch. „Ruhig, ruhig, denken Sie an Ihr Kind!“ Frau Berg wischte sich die Augen: „Wie heißen Sie eigentlich?“ „Schwester Magda!“ „Sie sind sehr lieb. Haben Sie meine Büschen gesehen?“ Die Schwester nickte. „Süß, nicht?“ — „Wann muß ich Baby stillen?“ fragte sie, ängstlich werdend. „Noch nicht!“ begütigte die Schwester. Die kleine Frau legte den Kopf zur Seite und schloß die Augen.

Als Schwester Magda den Neugeborenen zum ersten Male badete, überfiel sie ein dumpfer, schidjalhafter Schreden. Sie stand im warmen, marmornen Badezimmer; gedämpftes Licht fiel durch blaßblaue Gardinen, es roch nach Seife und Haarwasser, warmer Dampf wölbte in der Luft. Auf ihrer Hand lag der kleine Knabe, dünn, mit auswärtsstehenden Füßchen, schlaffen Gelenken; spitz fühlte sie die Schulterknochen durch gelbliche Haut. Die Augen blaßblau, in denen die Iris unausgesprochen im Weiß verschwamm, glichen mattem Glas unter der zurückschließenden Stirne. Das Mündchen stand rund und offen und stieß seltsame, nie von einem Kind gehörte Schreie aus. Und dieses schreckhafte Gefühl blieb so stark in der Schwester, daß sie sich wunderte und diesem Empfinden bis zur Quelle nachzuspüren versuchte, erkennend, daß dieses dumpfe Ahnen kommenden Schicksals nur in ganz seltenen, tief aufwühlenden Augenblicken ihres Lebens in ihr emporgestiegen war. Sie drückte das gelbe Schwämmchen über des Neugeborenen schmaler Brust aus, die sich rudweise im Atmen hob. „Kein gesundes Kind“, dachte sie, „aber wenn auch, in sechs Wochen bin ich längst in einer anderen Pflege!“

Wenn Frau Berg das Kind stillte, jammerte es laut, es wollte nicht trinken und hing wie ein armer, kleiner Fisch an ihrer Brust. Der Arzt kam in den nächsten Tagen wieder, besah den Kleinen und schwieg. Ein forschender, viel-sagender Blick nur beim Hinausgehen fiel auf die Schwester, die ihn schweigend auffing und unsicher begriff.

Nach einigen Wochen lebte Schwester Magda allein mit dem Kind im ersten Stock. Sie stellte die Wiege des Säuglings in ihr großes, weißes Schlafzimmer, flößte ihm mit unendlicher Geduld tropfenweise die Nahrung ein und wurde in den Nächten oft von seinen dünnen, piepienden Tönen geweckt.

„Ich bringe ihn nicht groß!“ sagte sie, ohne Frau Bergs Gegenwart, zu dem behandelnden Arzt. Sein Hörrohr aufnehmend, sah sich der Gefragte ängstlich um, ob auch alle Türen geschlossen seien und sagte gedämpft: „Das schon, aber...!“ Die Schwester fühlte wieder den gleichen, atemberaubenden Schreden: „Was?“ fragte sie hastig. Der Arzt sah sie einen Augenblick an und sagte dann langsam: „Wahrscheinlich schwachsinig, mongoloid!“ In der Schwester löste es sich wie ein Knoten. Ihr wurde plötzlich klar, daß sie innerlich schon lange darum wußte. Sie nickte nur. „Sagen Sie vorläufig noch nichts, es ist noch zu früh, aber sehen Sie diese Kopfbildung, bitte!“ Er hob das Kind in die Höhe. „Merkt denn die Mutter noch nichts?“ Die Schwester verneinte, sie konnte nicht erzählen, daß Frau Berg sich das Kind nur einmal am Tage mit den Worten: „Oh, er wird häßlich, er wird häßlich, und die andern beiden sind doch so hübsch!“ ansah. Als Schwester Magda den Arzt zur Haustüre geleitete und durch die große Diele kam, lehnte Herr Berg mit überschlagenen Beinen im Klubessel, rauchte und rief laut: „Tag, Doktor, eine Zigarette?“ Und als der Arzt dankend ablehnte, lachte er ihm noch nach: „Famoser Junge, nicht?“

Aber es dauerte nur noch gut drei Wochen, bis Schwester Magda Frau Berg in Tränen an der Wiege ihres Jüngsten fand. Sie kauerte auf einem weißen Eisbärfell und weinte heftig. „Was ist?“ fragte die Schwester freundlich. „Oh, es stirbt, es stirbt, mein süßes Baby stirbt; es ist anders wie Horst und Dieter, es guckt so trank, oh mein Baby!“ „Nun kommt es“, dachte die Schwester, „nun ist es da, nun müßt ihr es ertragen, nun müßt ihr einmal Daz und Tennis vergessen, um zu begreifen, daß das Leben auch anderes birgt!“ Sie erschrak nicht, sie blieb ganz ruhig. „Wir fragen den Arzt“, sagte sie sachlich, „der Kleine trinkt ja so viel

„Best!“ „Ja, den Arzt, schnell, schnell, den Arzt, oh mein Baby, mein süßes Baby!“ Jammerte Frau Berg, riß das ver-
kammerte Kind aus der Wiege und preßte es leidenschaftlich
an sich. Die Schwester empfand plötzlich schmerzhaft, daß der
Kleine ja dieser kindlichen Mutter gehörte trotz all seiner
Armseligkeit. Etwas wie Eigentumsrecht an dem Säugling
hatte sich bei ihr in der Zeit mühevollster Pflege eingenistet.
„Nud, Nud, wo bist du?“ Es war Herrn Bergs Stimme.
Er riß die Türe auf. „Aaaaah, beim Prinzen, jamoo...!“
Er brach ab. „Du weinst? Aber Nud, warum denn?“ Er
staunt sah er seine Frau an: „Warum denn?“ Er sah
hilfslos zu der Schwester hinüber. „Sie sorgt sich um das
Kind!“ sagte diese ernst. „Sorgt sich? Warum denn?“ Frau
Berg schluchzte auf: „Er ist anders, sieh nur!“ Herr Berg
trat näher und musterte das Kind mit Achmiene. „Ach
was, Quatsch“, nälste er überzeugt, „er ist häßlich und die
andern sind bildhübsch! Das macht doch nichts, kleiner Nud,
der nächste Bub wird wieder schön!“ Dabei lachte er laut
und kniff seiner Frau scherzhaft in die feuchte Wange. „Laß
mich, laß mich!“ schrie diese und preßte das Kind an sich;
den Arzt, rufe mir den Arzt, schnell, schnell!“ Da stürzte
Herr Berg hinaus und telephonierte.

(Schluß folgt).

Federmann.

Von Hans Niebau.

Der Zollstod.

Federmann ist krank. Federmann liegt im Bett und
schwitzt. Müde sieht nach dem Rechten, bringt Zeitungen,
Selterswasser, räumt auf, rückt die Gläser zusammen und
findet, mitten auf dem Nachttisch, einen dicken gelben Zollstod.
„Was willst du denn mit dem Zollstod?“ fragt Müde.
„Liegen lassen!“ sagt Federmann. „Der Arzt hat an-
geordnet, ich soll mich dreimal täglich messen.“

Handgepäck.

Mittags hat Federmann sein Handgepäck abgegeben.
Abends will er es wiederholen.
„Was war es denn?“ fragt der Mann am Schalter.
„Ein schwarzer lederner Handkoffer“, sagt Federmann.
Der Mann fängt an zu suchen. Sämtliche ledernen
Handkoffer sieht er nach, vergleicht die Nummern, schiebt sie
zurück. Endlich kommt er mit einem großen Paket in
braunem Packpapier. „Ist es das?“ fragt er.
„Jawohl“, nickt Federmann.
„Aber das ist doch kein schwarzer lederner Handkoffer!“
grollt der Mann.
„Was wissen Sie davon!“ sagt Federmann und guckt das
Paket an, „ich habe ihn doch selbst eingewickelt.“

Blätter.

Federmann ist auf Jagd. Federmann liegt, neben dem
Forstgehilfen, auf Anstand.
„Da!“ flüstert der Forstgehilfe, „der Bod! Scharf aufs
Blatt halten.“
„Blödsinn“, sagt Federmann und seht die Flinte ab,
„is ja alles Radelwald hier.“

Verordnung.

„Wertwüdig“, sagt Horniebel. „Dr. Schott ist doch ein
junger moderner Arzt. Aber er benutzt mit Vorliebe die
Heilmittel unserer Vordäter. Mir hat er zum Beispiel
Blutegel verordnet.“
„Mir auch“, sagt Federmann. „Aber ich finde, sie
schmecken scheußlich.“

Dementi.

Federmann liebt Fräulein Dagmar. Federmann geht
— zum vierten Male — auf Freierrücken.
Aber Fräulein Dagmar überlegt sich die Sache noch.
„Ich will ganz ehrlich sein“, sagt sie, „ich habe Sie im Ver-
dacht, daß Sie sich um mich nur des Geldes wegen bewerben.“
„Aber bitte“, erschrickt Federmann und legt die Hand
aufs Herz, „Ehrenwort: Ich habe überhaupt kein Geld!“

Hosen.

„Gestern abend“, erzählt Federmann, „war ich einge-
laden. Aber um acht Uhr hatte das Bügelinstitut die Hosen
noch nicht geschickt, und ich mußte warten.“
„Hm, hm“, nickt Müde, „lange?“
„Natürlich“, sagt Federmann. „Ich trage doch zum
Smoking keine kurzen.“

Der Schlot.

Im Freilufttheater wird der Faust aufgeführt. Müde
ist dagewesen. „Es war herrlich“, erzählt er, „hundert-
jährige Eichen als Kulissen, eine hervorragende Akustik, eine
wirkliche, natürliche, murmelnde Quelle... Nur eins hat
mich gestört: In unmittelbarer Nähe der Bühne rauchte
ein Schlot.“

„Anerkört“, sagt Federmann, „weshalb hast du ihm denn
keine runter gehauen?“

Halluzinationen.

Federmann sitzt im Restaurant. Als er zwanzig Minuten
geessen hat, fühlt er ein merkwürdiges Kribbeln in den
Beinen. Er steht auf und geht, um das Kribbeln los zu
werden, langsam zwischen den Tischen spazieren. Die anderen
Gäste gucken erstaunt.

„Hören Sie“, ruft da ein alter Herr, als Federmann
auch noch an einen Stuhl stößt, „haben Sie Halluzinationen?“
„Erlauben Sie mal“, sagt Federmann, „ich bin hier
nicht Kellner.“

Die Waschmaschine.

Federmann ist eingeladen. Der Hausherr führt ihn durch
Zimmer, Flure, Küche, Keller und Garten. „Und dies ist
unsere neue Waschmaschine“, lächelt er, „ein fabelhaftes
Ding, elektrisch betrieben, vollautomatisch.“
„Verzichte“, sagt Federmann und guckt die Maschine an,
den Elektromotor und die Schalttafel, „ich wasche mich lieber
mit der Hand.“

Gebäude...

Federmann und Müde sitzen vor dem Lautsprecher. Ein
Geigen Solo wird gespielt.

„Sehr schön“, nickt Federmann, als das Stück zu Ende
ist, „aber was war das eigentlich?“

„Ein Blues“, sagt Müde.

„Wertwüdig“, schüttelt Federmann den Kopf, „und ich
dachte bestimmt, es wäre Streichmusik gewesen.“

Der Briefsteller.

Federmann geht in die Buchhandlung. „Ich habe gestern
einen Briefsteller bei Ihnen gekauft“, sagt er. „Sie müssen
ihn zurücknehmen.“

„Aber weshalb denn?“ fragt der Verkäufer. „Sind Sie
nicht zufrieden?“

„Nein“, schüttelt Federmann den Kopf und schlägt den
Briefsteller auf. „Sehen Sie hier zum Beispiel: „Teuerste
Elfriedel! Wie oft habe ich in der letzten Nacht deinen
Namen vor mich hin gesprochen. Wie oft habe ich gegen die
Wand geschrien: Elfriedel!““

„Ja, und —?“ fragt der Buchhändler, als Federmann
schweigt.

„Sie heißt doch“, sagt Federmann und klappt das Buch
zu, „sie heißt doch: Dagmar.“

Das Fernrohr.

Federmann und Müde stehen auf dem Aussichtsturm.
Auf dem Aussichtsturm ist ein kleines Fernrohr, nach allen
Seiten hin drehbar, und auf der Skala stehen die Städte
und Dörfer, die man alle durch das Fernrohr sehen kann.

„Komisch“, sagt Federmann, „heute sind wir allein. Als
ich das letzte Mal hier war, hat ein Mann fünfzig Pfennig
für jeden Blick von mir verlangt, den ich durch das Fern-
rohr geworfen habe.“

„Fünfzig Pfennig?“ lacht Müde, „für jeden Blick? Aber
Menschenkind, da hast du dich aber mächtig hineinlegen
lassen.“

„Ich?“ zuckt Federmann die Achsel, „mich hineinlegen
lassen? Im Gegenteil. Zwei Mark habe ich dem Mann
gegeben, und dabei hatte ich vierzehnmal durch das Fern-
rohr geguckt.“

Goethe.

Federmann ist eingeladen. Die Hausfrau stellt den
Lautsprecher an. Ein Tenor schmettert das „Friederike“-
Lied: „Mädchen, mein Mädchen...“

„Eigentlich doch ein fabelhaftes Lied!“ sagt der
Hausherr.

„Kein Wunder“, zuckt Federmann die Achsel,
„Goethe —.“

Die Katastrophe.

„Du“, sagt Müde, „ich habe gehört, du hast dir einen
ausangerten Eisenbahnwagen dritter Klasse als Wochen-
endhaus gekauft. Stimmt das?“

„Jawohl“, nickt Federmann, „das stimmt.“

„Na, und —?“ fragt Müde weiter, „bist du zufrieden?“

„Im Gegenteil“, zuckt Federmann die Achsel. „Es war
ein Reinsfall. Stell dir vor: Die Reichsbahn hat mir aus-
gerechnet einen Nichttrauerwagen geliefert!“